

Empörung und Ohnmachtsgefühle reichen nicht

Mit den ukrainischen Flüchtlingen kam auch der Krieg in unser Wohnzimmer – ein Erfahrungsbericht. Von Konrad Hummler

Mit Empörung und Ohnmachtsgefühlen reagierte ich als Fünfzehnjähriger auf die Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Truppen des Warschauer Pakts. Das Ereignis veränderte mein Leben. Soeben hatte ich noch von einem «dritten Weg» zwischen Kapitalismus und Sozialismus geträumt und Achtundsechziger-Luft im revolutionären Paris geschnuppert, hatte Daniel Cohn-Bendit und Hans Magnus Enzensberger verehrt und wurde nun brutal auf den Boden der totalitären Realität geschleudert.

Fortan funktionierte ich als glühender Antikommunist und «unheimlicher Patriot», befürwortete den US-Einsatz in Vietnam, warf den Linken Blindheit gegenüber den stalinistischen Greueln vor und wurde Offizier der Schweizer Armee bis zum Rang des Generalstabsobersten. Ich verinnerlichte den Kalten Krieg, er war mein Programm.

Nach 1989 begann dann allerdings auch ich zu glauben, dass wir die grossen Auseinandersetzungen zwischen den Gesellschaftsentwürfen hinter uns gelassen haben. Aufrüstung in China – letztlich doch nur zu internen Zwecken, der gesellschaftlichen Kontrolle im Riesenreich wegen. Remilitarisierung Russlands – anachronistische Ersatzhandlung einer sich ins wirtschaftliche Abseits manövrierenden Elite. Inbesitznahme der Krim – moderne Konfliktaustragung unterhalb der Kriegsschwelle, beinahe gewaltloses Setzen von Fakten. Totalitär-populistische Tendenzen auch in westlichen Gesellschaften – Paranoia eines Altliberalen... Es liess sich gut leben in der scheinbar gefahrlos gewordenen globalisierten Welt; auch der Generalstabsoberst a. D. erfreute sich an der anfallenden Friedensdividende.

Die Wut des Generalstäblers

Dann kam der 24. Februar 2022. Empörung und Ohnmachtsgefühle, sie waren wieder da, als die russischen Truppen von drei Seiten in die Ukraine einfielen. Die Wut steigerte sich von Tag zu Tag, als Berichte über die Schandtaten einer marodierenden Soldateska bekannt wurden. Der Generalstäbler begann, Lagekarten zu zeichnen und nächste Aktionen vorauszusagen, ohne je damit fertig zu werden. Ohnmacht und Besessenheit sind nahe beieinander.

Da traf es sich, dass im März an einem Sonntagmorgen in der Kirche von Teufen (AR) kurzfristig die Ankunft zweier Cars aus der Ukraine mit etwa 150 Flüchtlingen angekündigt wurde, verbunden mit der Bitte um Beherbergung bei Privaten im Dorf. Wunderbar, nun kann ich mich nützlich machen in diesem Elend! Meine Frau, ohnehin von fürsorglicher Natur, musste nicht weiter überzeugt werden, dass wir unser von der eigenen Kinder-



Auf die Wut über den russischen Angriff folgte die Erkenntnis: «Wunderbar, nun kann ich mich nützlich machen.» P. KLAUNZER / KEYSTONE

schar verlassenes Haus für die anreisenden Ukrainer herrichten sollten. Es sollten die ersten in der Schweiz eintreffenden Flüchtlinge sein.

Am Montagabend gab es einen Instruktionsabend, organisiert von den zwei Kirchgemeinden. Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt von Hilfsbereiten aus allen Bevölkerungsschichten. Die Solidarität war förmlich zu greifen – auch die Erleichterung darüber, dass man endlich etwas tun kann. Ein ukrainischer Manager einer Ostschweizer Unternehmung führte uns in Besonderheiten des Landes ein, das zweimal so gross ist wie Spanien und das man bis anhin nur wenig kannte.

Im Verlaufe des Dienstags, nachdem die Busse in Lwiw abgefahren waren, erfolgte die Zuteilung der Flüchtlinge auf die Haushalte. Uns versprach man eine dreiköpfige Familie, Mutter, Sohn (13) und Töchterchen (8). Tatsächlich kam dann auch noch eine Grossmutter hinzu, die man wegen ihres anderen Namens nicht als solche erkannt hatte.

Die Familie lebte fortan in einer Art Wohngemeinschaft mit uns zusammen. Die Kommunikation erfolgte über den Englisch radebrechenden Sohn sowie über ein Übersetzungsprogramm auf dem Handy. Als sehr hilfreich erwiesen sich Kartenspiele und Bildbände, im Übrigen wurden wir aber Meister in nonverbaler Verständigung.

Nun hatten wir aber auch eine Portion Glück mit einer äusserst liebenswürdigen, anständigen Familie, die sich alle Mühe gab, nicht zur Last zu fallen, und die dem «pater familias» mit Ehrerbietung begegnete. Damit sie nicht in andauernder Dankbarkeit verharren mussten, baten wir die Gäste bald einmal um zeitweise Übernahme des Küchendienstes. Inklusion durch Partizi-

Kartenspiele und Bildbände erwiesen sich als hilfreich, im Übrigen wurden wir Meister in nonverbaler Verständigung.

pation nannte ich diese WG-Strategie, und sie funktionierte.

Wir wurden auf diese Art Spezialisten für Borschtsch in allen Spielarten, Teigtaschen und für «salò», das Gold der Ukraine, eine Hinterlassenschaft der türkischen Besatzer, die den Einheimischen wenigstens noch das Schweinefett belassen. Man geniesst «salò» fein geschnitten wie Carpaccio, mit ebenso fein geschnittenem frischem Knoblauch auf

den Specktranchen. Seltsamerweise ist die Kombination gut verdaulich.

Doch mit den Ukrainern kam auch der Krieg in unser Wohnzimmer. Denn über die Mobiltelefone war die Familie direkt mit den zu Hause gebliebenen Ehemännern verbunden, die verständlicherweise jeden Luftalarm weiterleiteten. Zu Beginn des Konflikts gab es noch Raketenanschläge weit im Westen der Ukraine, woher unsere Flüchtenden stammten. Und es war absolut unklar, ob nicht morgen oder übermorgen Luftlandetruppen in Lwiw oder Iwanofrankiwsk landen würden. Ich versuchte, meine Lageanalysen so zurückhaltend und vorsichtig-optimistisch wie möglich vorzutragen. Die Familie ihrerseits war bemüht, das Thema des Krieges überhaupt zu meiden, wohl um die Kinder zu schonen. Bei jedem Überflug eines Rettungshelikopters zum nahen Kantonsspital zog das Töchterchen aber erschreckt den Kopf ein.

Mit der Zeit gewöhnt man sich an vieles, auch an Luftalarme und in ihrer Wirkung beschränkte Raketenanschläge, selbst wenn sie von den gefürchteten Hyperschallflugkörpern des Typs Kinschal stammten, und so zog bald einmal eine «drôle de guerre» bei uns ein, jene seltsame Mischung zwischen an sich inakzeptabler Existenz und wohligem Alltagsstrotz. So endete dann auch unsere gemeinsame Zeit mit der ukrai-

nischen Familie, die zunächst mit ihrer Sippe in eine aargauische Heimstätte zusammenzog und nun vor ein paar Tagen in ihre Heimat in der Westukraine zurückgekehrt ist. Wir nahmen Abschied von liebgewordenen Menschen; Tränen flossen nicht nur bei den Kindern.

Was bleibt? Zunächst ein gewisses Gefühl von Genugtuung, der Ohnmacht irgendwie entgegengetreten zu sein. Wenn man den Weltenlauf nicht ändern kann, soll wenigstens der Mikrokosmos stimmen. Danebst und viel wesentlicher bleibt aber die mulmige Ahnung, dass die Geschichte noch längst nicht zu Ende ist. Die Verletzlichkeit der ukrainischen Familie beschäftigt uns weiterhin. Was in aller Welt berechtigt einen rücksichtslosen Potentaten, solche Unschuld tödlich zu bedrohen? Ein Krieg ist unberechenbar, er kann für die Ukraine und unsere Freunde nach wie vor böse enden. Hätten sie bleiben sollen? Hätten wir dazu raten müssen?

Das Lamm muss triumphieren

Mitte Juni besuchten wir am Bachfest in Leipzig ein Sonderkonzert des ukrainischen Jugendorchesters. Zusammen mit dem Jugendchor des Gewandhauses führte es unter anderem die Kantate BWV 21 «Ich hatte viel Bekümmernis» auf. Das Werk von Johann Sebastian Bach beginnt in tiefster Traurigkeit, schwingt sich gegen Ende jedoch in einen sich geradezu überschlagenden, apotheotischen Jubel hinauf. Er gilt dem «Lamm, das erwürgt ist» (Offenbarung 5, 12).

Mein Blick auf die adoleszenten, mutmasslich noch recht unschuldigen jungen, lebenslustigen Ukrainerrinnen und Ukrainer liess mich erstarren. Ja – das ist es! Die archetypische menschliche Einsicht seit dem göttlich verweigten Menschenopfer Isaaks durch Abraham, dass zerstörerische, toxische Männlichkeit keinen Bestand haben darf. Das Lamm muss am Ende triumphieren, sonst halten wir die Realität nicht aus.

Die Realität, das sind die endlosen Bombardements auf bereits zerstörte Städte, das sind Vergewaltigungen von Kindern vor den Augen ihrer Mütter durch russische Soldaten, das sind die Drohungen Präsident Putins mit einer globalen Hungersnot. Empörung und Ohnmachtsgefühle reichen nicht. Es braucht Widerstand und Wehrhaftigkeit, genährt aus der Überzeugung, dass es das Gute – Freiheit, Frieden, Menschenwürde – nicht nur gibt, sondern dass man sogar daran glauben darf oder soll.

Konrad Hummler war Teilhaber der Privatbank Wegelin und Verwaltungsratspräsident der NZZ. Er wirkt als Partner seiner Beratungsfirma M1.

Russland hat einen Infekt

Aus dem Hausarrest entlassen, tobte sich der russische Regisseur Kirill Serebrennikow mit «Petrov's Flu» aus

ANDREAS SCHEINER

Petrov hat Husten, Fieber und einen sitzigen. Der Mann sieht fertig aus. Im Bus bietet ihm eine ältere Frau ihren Platz an. «Leute mit Holzbein sollen nicht stehen», sagt sie zum Mittdreissiger. «Sie sehen aus wie ein Krebspatient. Sie haben Krebs.» – «Nein, Grippe», sagt Petrov (Semjon Serzin). Es plagt ihn nur eine Grippe.

Einen anderen Fahrgast in dem gerammelt vollen Bus plagt die Politik: «Gorbatschow hat das Land verkauft, Jelzin hat es versoffen.» Er schimpft wahlweise auf kaukasische Scheisskerle, die Tadschiken und die Juden, die jetzt an der Macht seien. «Alle, die jetzt an der Macht sind, müsste man an die Wand stellen.» Petrov hustet schlimm, draussen zieht postsowjetisches Niemandsland vorbei.

Plötzlich hält der Bus: Petrov soll aussteigen, im nächsten Moment bekommt er ein Gewehr in die Hand gedrückt – und findet sich inmitten eines Erschiessungskommandos: Ein paar offensichtlich Gutsituierte werden an die Wand gestellt und abgeknallt. «Gut gemacht, du hast deinen Teil geleistet», Schulterklappen für Petrov. Und man fragt sich: Was geht? Aber im nächsten Moment steht man bereits wieder mit Petrov im fahrenden Bus, denn er hat die Erschiessung offenbar nur deliriert. Es ist der Anfang eines abendfüllenden Fiebertraums.

Es geht etwas um

Erster Eindruck: Ein Bus voller Russen ist ein Bus voller kaputter Menschen. Rassisten, Mitläufer, Mörder,

Kirill Serebrennikow gibt gleich die Richtung vor: Der vielleicht bekannteste russische Gegenwartsfilmmanne treibt keinen Heimatschutz, ihn muss niemand boykottieren wollen. Bremsen auch nicht. Der Film ist wild, weiter geht's mit Petrovs Frau (Chulpan Khamatova), einer blutdürstigen Bibliothekarin mit superheldenmässigen Kampfkünsten. Die sie auch braucht. Zum Beispiel spürt sie einem Leser nach, der zunächst ein Buch über Marquis de Sade ausleiht, dann eins über Konzentrationslager, und der schliesslich nach Gynäkologie fragt: Das muss doch ein Serienmörder sein!

Als im Lesezirkel ein geschmähter Dichter ausflüppt, schlägt Frau Petrov den Kerl zu Brei. Beziehungsweise ist das vermutlich auch nur eine Halluzination. Denn bald wird klar: Es geht etwas

um im Land. Auch der kleine Junge der Petrovs ist krank. Familie Petrov hat Grippe. Alle, so scheint's, haben Grippe in diesem hoffnungslos versifften Serebrennikow-Russland.

Ein abstruser Wachraum

«Petrov's Flu» klingt nach einer russischen Virusvariante, aber Serebrennikow hat den Film lange vor der Pandemie angerissen. Im Hausarrest nämlich, in dem sich der Störenfried im Sommer 2017 wiederfand (der Vorwurf lautete auf Veruntreuung von Geldern). Und die Isolation hat die überbordende Phantasie des Theater-, Opern- und Filmregisseurs womöglich erst recht herausgefordert. Er schrieb das Drehbuch herunter, das auf einem Roman Alexei Salnikows basiert, und als Serebrennikow

2019 wieder vor die Tür durfte, drehte er in den Nächten sofort den Film (tagsüber war er vor Gericht).

Die Dreharbeiten hätten geholfen, nicht an den kafkaesken Prozess zu denken, sagte Serebrennikow in einem Interview mit «Variety». «Es war eine Zeit ohne Schlaf.» Genau so kommt einem «Petrov's Flu» vor: wie ein abstruser Wachraum. Wie der filmgewordene Freigang eines eingesperrten Geistes. Der Kritiker des erwähnten Branchenmagazins warnt allerdings auch davor, dass das zweieinhalbstündige Werk auf zartbesaitete Zuschauer wie «Waterboarding mit Smirnoff» wirken könnte. Man kommt jedenfalls geplättet aus dem Film, und im Bus nach Hause muss man sich erst einmal hinsetzen.

Im Kino.